

Übersichten

Das Wunder des Nichtwissens

Vom Paradigma der professionellen Lösungsabstinenz in der Sozialen Arbeit

Heiko Kleve

Zusammenfassung

In den unterschiedlichen Schulen und Varianten der systemischen Therapie und Beratung hat sich die Haltung des Nichtwissens bezüglich der Lösungen der Probleme der Klienten als zentrale Einstellung in der professionellen Arbeit etabliert. In diesem Beitrag wird diese Haltung auch als zentral für die sozialarbeiterische Beratung präsentiert. Ausgehend vom gesellschaftlichen Kontext Sozialer Arbeit und einmündend in eine systemtheoretische Reflexion sozialarbeiterischer Interventionspraxis werden einige ausgewählte ältere und neuere Beratungsansätze skizziert, um herauszuarbeiten, wie und warum die nichtwissende Haltung maßgeblich ist, um die Wahrscheinlichkeit erfolgreicher Hilfe zur Selbsthilfe zu erhöhen.

Schlagwörter: Haltung des Nichtwissens – Soziale Arbeit – Psychoanalyse – klientenzentrierte Beratung – Familienrat – Lösungsorientierung – systemische Strukturaufstellung

Summary

The wonder of not-knowing

In different schools and variants of systemic therapy and counseling the approach of not-knowing concerning the solutions of the clients' problems as a central attitude has established itself in professional work. In this article that attitude is also presented as pivotal for social workers' counseling. Beginning with the societal context of social work and discharging into a system-theoretical contemplation of its intervention practice some selected older or more recent approaches of counseling are outlined in order to work out

how and why the »not-knowing« approach is essential for increasing the probability of successful help to self-help.

Key words: not-knowing – social work – psychoanalysis – client-centered counseling – Family Group Conference – solution-focused – systemic structure constellation

»Wenn dir eine Interpretation einfällt, nimm ein Aspirin, hocke dich in die nächste Ecke und warte, bis der Anfall vorbei ist.«

Steve de Shazer¹

1 Ausgangspunkte

Als ich vor einiger Zeit von einem freien Träger der Jugendhilfe eingeladen wurde, auf einer Festveranstaltung zum 15-jährigen Bestehen der Organisation einen Vortrag zu halten, baten die Kollegen mich, ein Thema vorzuschlagen. Ich mailte ihnen meinen Titel: »Nichtwissen und Dialog. Zwei Grundhaltungen in der Sozialen Arbeit«. Thema und Titel wurden akzeptiert. Als wir uns dann jedoch einige Zeit später zu einem persönlichen Gespräch trafen und die Inhalte des Vortrags diskutierten, stellte ich fest, dass die Kollegen das, was ich mit meinem Titel meinte, völlig anders interpretieren als ich. Sie glaubten, dass meine Kombination der Begriffe »Nichtwissen« und »Dialog« als Ironie gemeint ist und dass ich damit etwas zum Ausdruck bringen wolle, das in einigen Witzen über die sozialarbeiterischen Fachkräfte beispielsweise in zwei Varianten zum Besten gegeben wird:

Witzvariante 1: Treffen sich zwei Sozialarbeiter in der Stadt. Fragt der eine den anderen: »Du, kannst du mir sagen, wo hier der Bahnhof ist?« Sagt der andere: »Nee du, das kann ich dir auch nicht sagen.« Antwortet der Erste: »Macht nichts – aber ich fand es schön, dass wir darüber geredet haben.« Am nächsten Tag begegnen sich die beiden wieder. Fragt der eine den anderen: »Na, hast du den Bahnhof jetzt gefunden?« Antwortet der andere: »Nee, aber ich kann jetzt damit umgehen.«

Witzvariante 2: Fragt jemand einen Sozialarbeiter: »Entschuldigen Sie, können Sie mir sagen, wie ich zum Bahnhof komme?« Antwortet der Sozialarbeiter: »Nee du, das kann ich dir auch nicht sagen. Aber warte mal, ich fahre dich hin.«

Diese Witze bringen auf den ersten Blick wohl zum Ausdruck, dass in der Sozialen Arbeit vor allem geredet wird, dass dieses Reden jedoch häufig notwendiges

¹ Laut Matthias Varga von Kibéd (etwa 2008, S. 14) soll de Shazer diesen Satz des Öfteren in Weiterbildungen zur Lösungsorientierten Beratung geäußert haben.

Wissen, das ihm zugrunde liegen müsste, entbehrt. Auf den zweiten Blick können wir aber auch andere Bedeutungen herausziehen.

Wenn, wie in der Witzvariante 1, der eine Sozialarbeiter sagt, dass er nach dem Gespräch mit dem anderen mit etwas umgehen kann, was er nicht finden konnte (den Bahnhof), zeigt sich damit doch auch ein Gesprächserfolg. Wenn, wie in der Witzvariante 2, der Sozialarbeiter sagt, dass er zwar nicht beschreiben kann, wie der Weg zum Bahnhof ist, dass er den Passanten jedoch direkt dort hinbringen kann, offenbart sich damit doch auch etwas, was wir mindestens in zweierlei Hinsicht interpretieren könnten – *erstens*, dass Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter zwar nicht immer genau sagen können, was sie wie tun, dass sie aber dennoch ihre Sache sicher zum Erfolg bringen können und *zweitens*, dass erfolgreiches Lernen mit Vergessen, also mit Nichtwissen kombiniert ist. Wenn wir etwas erfolgreich erlernt haben, es wirklich können, etwa eine Fremdsprache sprechen, Fahrrad fahren, tanzen, ein Musikinstrument spielen, dann wissen wir häufig die Regeln nicht mehr, die dem Lernen dieser Fähigkeiten zugrunde lagen – wir dürfen uns im Vollzug der Tätigkeiten an diese Regeln gar nicht mehr erinnern können, es würde viel zu lange dauern. Wir tun einfach das, was wir können – im Kontext von Nichtwissen.

Zurück zu meinem oben genannten Vortragstitel: Die Kollegen des sozialarbeiterischen Trägers glaubten also, ich wolle Problematisches oder Ironisches vortragen, wenn ich von Nichtwissen in der Sozialen Arbeit spreche. Sie waren erstaunt, als ich ihnen dann erklärte, worum es mir geht, dass nämlich Nichtwissen als eine äußerst wichtige und wunderbare sozialarbeiterische Haltung verstanden werden kann, die den Erfolg professionellen Handelns, die Hilfe zur Selbsthilfe, wahrscheinlicher werden lässt. Dieses Erstaunen, das ich bei erfahrenen sozialarbeiterischen Fachkräften mit meinem Vortragstitel erntete, erblicke ich auch häufig in den Gesichtern von Studierenden der Sozialen Arbeit im ersten Semester unseres Potsdamer Bachelorstudienganges, wenn ich ihnen erläutere, dass in der Beratungsarbeit die *Haltung des Nichtwissens bezüglich der Lösungen für die Probleme der Adressaten* zentral ist. In der Theorie ist es den Studierenden dann nach einer gewissen Zeit nachvollziehbar, dass diese Haltung bedeutend ist. Aber in der Praxis, wenn sie dann im intensiven Rollenspiel selbst Beratungsgespräche im Sinne der klientenzentrierten Gesprächsführung nach Carl Rogers oder auf der Basis der Lösungsorientierung nach Steve de Shazer und Insoo Kim Berg durchführen sollen, fällt es ihnen äußerst schwer, sich zurückzunehmen, um in einer offenen, zwar empathischen und akzeptierenden, aber eben lösungsabstinenten Haltung zu kommen und zu bleiben.

Im Folgenden soll es genau um diese Haltung des Nichtwissens gehen, die wir immer dann einnehmen sollten, wenn wir tatsächlich daran interessiert sind, dass die Nutzer sozialarbeiterischer Dienste ihre eigenen, zu ihnen und ihren Lebenswelten passenden Lösungen finden und realisieren können. Da Nichtwissen dieser Haltung zugrunde liegt, wollen wir in drei Teilen dieses Nichtwissen betrachten. Zunächst werden wir soziologisch, mit einem Blick auf den gesellschaftlichen

Kontext der Sozialen Arbeit verdeutlichen, dass Nichtwissen ein prägendes Merkmal der Moderne ist (2). Sodann sollen einige ausgewählte ältere und neuere Praxiskonzepte betrachtet werden, für die die Haltung des Nichtwissens zentral ist (3). Den Abschluss bildet ein theoretischer Exkurs in einige systemtheoretische Grundlagen sozialarbeiterischen Handelns, durch den deutlich werden kann, dass Sozialarbeiter mit der nichtwissenden Haltung in Bezug auf Problemlösungen genau dem entsprechen, was autopoietische Systeme erfordern (4).

2 Der gesellschaftliche Kontext des Nichtwissens

Die moderne Gesellschaft wird häufig als »Wissensgesellschaft« bezeichnet (vgl. etwa Pongs, 1998, S. 211 ff., mit Bezug auf Karin Knorr-Cetina). Gemeint ist damit, dass heutiges Leben die Verfügung über und die Nutzung von Wissen voraussetzt und die Gesellschaft zudem permanent neues Wissen produziert. Schnell können wir jedoch erkennen, dass damit zugleich das Nichtwissen mit kreierte wird. Besonders deutlich hat dies Richard Münch (1991, S. 29 ff.) pointiert, wenn er als ein Kennzeichen unserer Gesellschaft eine Grundambivalenz der Moderne, nämlich die »Paradoxie des Rationalismus« benennt. Demnach expandiere mit dem Wissen zugleich das Nichtwissen, denn »jede neue Erkenntnis produziert eine ganze Reihe neuer Wissenslücken« (S. 29). Und so münde die Entwicklung der modernen rationalen Vernunft, etwa in Gestalt der Wissenschaft, nicht in der Letztbegründung, nicht dort, wo wir letztlich alles erkannt haben werden, alles wissen, was zu wissen möglich ist – im Gegenteil: moderne Wissenschaft verunsichere eher, offenbare eben immer auch die Unergründlichkeit der Welt, ja, unser diesbezügliches Nichtwissen.

Zudem ist die moderne Gesellschaft in stetem Fluss, in einer permanenten Veränderungsdynamik, in einem Dauerwandel. Bereits Karl Marx und Friedrich Engels (1848/1989, S. 49) haben in ihrer legendären Schrift »Manifest der kommunistischen Partei« klar zur Sprache gebracht, dass die moderne, für sie: die kapitalistische, Gesellschaft alles »Ständische und Stehende« permanent verdampfen lässt. Niklas Luhmann (1992) hat diesen unruhigen, von fortwährenden Innovationen und Krisen geprägten gesellschaftlichen Dauerzustand der Moderne als ihren »Eigenwert« und mit dem Begriff der »Kontingenz« bezeichnet. Demnach könnte heute alles – jede Entscheidung, jede Sichtweise, jede Meinung, jedes Diskussionsergebnis, jedes einzelne Leben etc. – immer auch anders ausfallen. »Kontingenz ist alles, was weder notwendig noch unmöglich ist« (S. 96) – was so, wie es gerade ist bzw. erscheint, durchaus sein kann, aber – im Kontext bestimmter, zumeist vielfältiger Möglichkeiten – eben auch anders.

In einer Gesellschaft, die in dieser Weise dauerirritiert ist, sich permanent wandelt, wo alles, was ist, immer auch anders sein könnte, ist jedes Wissen nur vorläufig und kann schon im nächsten Moment Nichtwissen offenbaren. Ulrich Beck (1986) spricht von einer »Risikogesellschaft«, weil jede Entscheidung, die

wir treffen, mit dem Risiko von nicht gewollten Effekten einhergeht, also Nebenfolgen und damit Unsicherheiten produziert, die wir im Akt des Entscheidens zwar erahnen, aber niemals mit sicheren Wissen prognostizieren oder gar ausschließen können. Das Risiko dringt als bestimmendes Element unserer Erfahrungen in nahezu alle Lebensbereiche, im Beruflichen wie im Privaten ein, nämlich als Gewähr werden der Unsicherheit, Unvorhersehbarkeit und Nichtplanbarkeit der menschlichen Existenz und ihren Entscheidungsfolgen.

Die Soziale Arbeit ist von dieser Verquickung des Wissens mit dem Nichtwissen besonders dort betroffen, wo es um Probleme in der Lebensführung von Menschen geht, für deren Lösung Sozialarbeiter beauftragt werden. Diese Lebensführung ist aber selbst dem steten Wandel unterworfen und lässt sich kaum noch mit einem eindeutigen und allgemeingültigen normativen Maßstab bewerten. Wie Thomas Rauschenbach (1994, S. 91) formuliert, wandelt und vervielfältigt sich die Normalität des Lebens heute ständig, »und zwar so lange, bis sie sich als Orientierungsmaßstab, an dem man sich ebenso anlehnen wie dezidiert davon absetzen kann, von selbst auflöst«. In der Soziologie wird in diesem Zusammenhang von *Individualisierung* und *Pluralisierung der Lebenswelten* gesprochen.

Die sozialen Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse offenbaren sich etwa hinsichtlich einer Vielfalt von möglichen Formen des Lebens und Zusammenlebens der Menschen oder durch unterschiedliche Einstellungen, Werte, Normen und subjektive Wirklichkeitsvorstellungen. Diesbezüglich ist nicht Identität, sondern Differenz das, was wir täglich erfahren können, wenn wir privat oder öffentlich mit anderen in Kontakt treten.

Für eine Soziale Arbeit, die in diesem gesellschaftlichen Kontext agiert, versteht sich nichts von selbst. So können Sozialarbeiter – abgesehen von den biologischen Grundbedürfnissen menschlichen Lebens – nicht wissen, was ihre Adressaten »brauchen«, um ihre Probleme zu lösen – das kann eben in Abhängigkeit von ihren individuellen und differenten Lebenswelten höchst verschieden sein. An die Stelle dieses Wissens tritt das Nichtwissen hinsichtlich dieser Frage sowie die Notwendigkeit, darüber zu kommunizieren, was die Nutzer der sozialarbeiterischen Dienstleistung selber wollen. Und genau damit kommen wir zur kommunikativen Methodik der Sozialen Arbeit, zur Beratung, die wir, etwa mit Peter Lüssi (1991, S. 48), auch als Zentrum der beruflichen Praxis bezeichnen könnten.

3 Die Methodik des Nichtwissens

Spätestens jetzt sollten wir noch einmal genau unterscheiden, wo in der Sozialen Arbeit das Nichtwissen als zentrale Haltung postuliert werden kann, in welchen Kontexten aber zweifellos professionelles Wissen erforderlich ist. Wenn von der Haltung des Nichtwissens gesprochen wird, dann ist damit gemeint, dass Sozial-

arbeiter die Lösung der Probleme ihrer Klienten nicht im Sinne eines wissenden Ratschlags oder einer wissenden Empfehlung aus der Tasche ziehen können. Diesbezüglich sind sie ahnungslos. Diese Einsicht ist zweifellos nicht neu, sie gehört zum klassischen Kanon der sozialarbeiterischen Methodik: »Niemand kann einen andern dadurch stark machen, daß er für diesen andern arbeitet. Niemand kann ihn dadurch zum Denken veranlassen, daß er für den andern denkt«, so Alice Salomon (1926/2004, S. 304).

Was Sozialarbeiter jedoch können, ist, durch ihr methodisches Handeln einen kommunikativen Kontext schaffen, der die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass die Adressaten Lösungen entwickeln und in ihrem eigenen Leben auch realisieren können. Weiterhin müssen sie freilich Expertenwissen hinsichtlich unterschiedlicher fachlicher Kontexte besitzen, etwa bezüglich sozialrechtlicher Regeln und Normen oder über spezifische Problemdynamiken ihrer typischen Adressatengruppen. Genau in diesen Hinsichten sollten die Sozialprofessionellen wissend sein. Sie kennen also bestenfalls Methoden, Techniken und Fakten, die es ihnen erlauben, mit ihren Nutzern so zu arbeiten, dass diese passende und praktikable Lösungsmöglichkeiten für sich kreieren können. Das Medium dieser Kreation ist die professionelle Beziehung, mithin der kommunikative Kontext, den die Soziale Arbeit in Form der Beratung zu realisieren versteht. Eine wesentliche Grundlage, damit ein solcher Kontext entstehen kann, ist freilich die Einnahme der Haltung des Nichtwissens bezüglich der Problemlösungen. Je besser es den Sozialprofessionellen gelingt, diese Haltung einzunehmen, desto wahrscheinlicher wird es, dass ihre Adressaten anfangen, selbst zu denken, selbst an ihren Lösungen zu arbeiten und beginnen, diese in ihrem Leben umzusetzen.

Daher wollen wir nun unterschiedliche methodische Ansätze hinsichtlich der Einnahme genau dieser Haltung betrachten. Dabei kann deutlich werden, dass in wichtigen methodischen Grundlagen sozialarbeiterischer Beratung die Haltung des Nichtwissens zentral ist. Beispielhaft wollen wir zunächst die klassische Psychoanalyse, sodann die klientenzentrierte Gesprächsführung sowie weiterhin den Familienrat als eine Methode der Sozialraumorientierung betrachten. Als besonders radikale Methoden des Nichtwissens schauen wir schließlich auf die Lösungsorientierung und die Systemische Strukturaufstellung – wohl wissend, dass sich in den unterschiedlichen Varianten der systemischen Therapie und Beratung die Haltung des Nichtwissens etwa in Form der Lösungsneutralität bereits seit Jahrzehnten etabliert hat (siehe zum Überblick dazu etwa von Schlippe u. Schweitzer, 1998, S. 121 f.). Dafür stehen insbesondere Autoren wie Harold A. Goolishian und Harlene Anderson. Die hier präsentierte Auswahl von methodischen Ansätzen ist also keineswegs vollständig, sondern lediglich eine Skizze von wenigen Konzepten bzw. von Teilen dieser Konzepte, die der Veranschaulichung der nichtwissenden Haltung dient. Zudem haben sich in meiner eigenen Praxistätigkeit als Berater und Supervisor die klientenzentrierte Gesprächsführung, die Lösungsorientierung und die Systemische Strukturaufstel-

lung als besonders brauchbar erwiesen, um die Haltung des Nichtwissens nicht nur einzunehmen, sondern konsequent durchzuhalten.

3.1 Klassische Psychoanalyse

Sigmund Freud, der gemeinsam mit seinem Kollegen Joseph Breuer als der moderne Begründer der »Redekur« gelten kann, wie eine der ersten Psychoanalysepatientinnen, nämlich Anna O., die therapeutische Methodik des Sprechens des Klienten und des Zuhörens der Therapeuten genannt hat (Gay, 1987/1989, S. 80; siehe auch Breuer u. Freud, 1895/1970), etablierte das so genannte *Abstinenzprinzip*. Mit diesem Prinzip wird dem Therapeuten jedwede direkte Beeinflussung des Klienten, etwa durch Ratschläge untersagt. »Der Arzt soll undurchsichtig für den Analysierten sein und wie eine Spiegelplatte nichts anderes zeigen, als was ihm gezeigt wird« (Freud, 1912/1999, S. 384). Diese Abstinenz ist in der Psychoanalyse mindestens Grundlage für zweierlei: zum einen für die Entwicklung der sogenannten »Übertragungsbeziehung« und zum anderen für das freie Assoziieren des Klienten. Zur Übertragungsbeziehung kommen wir noch. Zunächst zum freien Assoziieren, also zur Methodik, dass nicht der Therapeut, sondern hauptsächlich der Klient redet, und zwar von all dem, was ihm in der psychoanalytischen Sitzung, also auf der Couch liegend zu einem Thema, etwa einer Symptomatik einfällt.

Dass das Reden des Klienten problemlösende Wirkungen haben kann und dass Ratschläge des Therapeuten eher hinderlich sind, entdeckte insbesondere Joseph Breuer bei der Behandlung der genannten Anna O. Ein Symptom dieser Klientin war im heißen Frühling des Jahres 1882 ihre Abneigung, Wasser zu trinken, so dass bereits eine »Hydrophobie« diagnostiziert wurde.

»Obwohl sie vor Durst verschmachtete, war sie außerstande zu trinken, bis sie eines Abends Breuer im hypnotischen Zustand erzählte, daß sie gesehen hatte, wie ihre englische Gesellschafterin – die sie nicht mochte – ihren kleinen Hund aus einem Glas trinken ließ. Sobald ihr unterdrückter Ekel offen ausgesprochen war, verschwand die Hydrophobie« (Gay, 1987/1989, S. 80).

Die Redekur kann also bestenfalls dazu führen, dass aus dem Bewusstsein verdrängte Erlebnisse, die Symptome hervorrufen, wieder bewusst werden und dass sich dadurch diese Symptome lösen. Und natürlich kann der Therapeut nicht wissen, um welche Verdrängungen es sich dabei handelt. Er kann lediglich versuchen, einen kommunikativen Kontext zu schaffen, durch den sich die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass die verdrängten Inhalte bewusst werden. Dieser Kontext wird in der Psychoanalyse durch das freie Assoziieren des Klienten geprägt.

Am Beispiel der Psychoanalyse können wir aber auch sehen, welche Probleme

es zeitigen kann, wenn der Therapeut das Abstinenzprinzip missachtet, die Haltung des Nichtwissens verlässt, wenn er entgegen seiner Regel Ratschläge erteilt. Einer der bekanntesten Klienten Freuds, der russische Adelige Sergej Pankejeff, dessen Leidesgeschichte von Freud (1918/1999) ausführlich geschildert wird und der in die Geschichte der Psychoanalyse als »Wolfsmann«² einging, weil in seinen Traumphantasien Wölfe eine zentrale Rolle spielten, berichtete Jahre später von einer Verletzung des Abstinenzprinzips durch Freud selbst (Obholzer, 1980, S. 56 ff.).² In einem langen Interview, das Pankejeff, also der Wolfsmann, in den 1970er Jahren über seine »Psychoanalyse und die Folgen« gab, schilderte er, welche Auswirkungen seine therapeutische Übertragungsbeziehung zu Freud hatte.

Mit Übertragungsbeziehung wird die Beziehungsdynamik zwischen dem Klienten und dem Therapeuten bezeichnet, in welcher der Klient eigene biographische Erfahrungen und Prägungen, insbesondere aus dem familiären Kontext auf den Therapeuten überträgt. Demnach wird der Therapeut vom Klienten mit Gefühlen und Gefühlsreaktionen besetzt, die den Gefühlen und Gefühlsreaktionen zu den eigenen Eltern entsprechen. Diese Freud'sche Übertragungsbeziehung wurde dem russischen Wolfsmann zum Verhängnis, weil Freud ihm entgegen seinem Abstinenzprinzip einen Rat gab, den Pankejeff befolgte: Zu Zeiten der russischen Revolution wollte Pankejeff zurück nach Russland, um sein Vermögen vor den Kommunisten zu retten. Dies und dass dafür jetzt der richtige Moment gekommen sei, signalisierte er Freud während der Therapie. Aber Freud habe geantwortet, so Pankejeff: »Nein, bleiben Sie hier. Sie haben noch das und das zu lösen. Und da bin ich geblieben« (S. 97). Für Pankejeff sei das einer seiner größten Fehler gewesen, denn dadurch habe er sein gesamtes Vermögen verloren. Dass er diesen Fehler begangen hat, rechnet er dem Einfluss seiner Übertragungsbeziehung zu. Weil er Freud als Vaterfigur besetzt habe, sei er entgegen seines eigenen besseren Wissens, eben wegen des Freud'schen Ratschlags, geblieben, obwohl dies – auch aus der späteren Perspektive – falsch gewesen sei.

Auch um die Klienten vor der eigenen Dummheit zu schützen, ist es ratsam, in der abstinenteren Haltung des Nichtwissens zu bleiben und keine Ratschläge zu erteilen. Denn diese können sich, wenn sie befolgt werden, als gefährlich oder gar als für die Klienten katastrophal erweisen.

3.2 Klientenzentrierte Gesprächsführung

Carl R. Rogers (siehe etwa 1959) als Begründer der klientenzentrierten Beratung und Therapie hat auf professionelle Kontexte der Gesprächsführung und somit auch auf die Soziale Arbeit einen nachhaltigen Einfluss. So scheint es in der Profession als unbestritten, dass Fachkräfte die Grundhaltungen und zentralen

2 Ich danke meinem Kollegen Frank Früchtel für diesen Hinweis.

Techniken dieses Konzeptes als Basis für jedwedes Gespräch beherrschen sollten. Nach Rogers ist die Qualität der professionellen Beziehung das entscheidende Medium für psychosoziale Veränderungsprozesse. Diese Qualität werde durch die professionelle Realisierung der drei Aspekte *Akzeptanz*, *Empathie* und *Kongruenz (Echtheit)* maßgeblich beeinflusst. Je besser es dem Berater gelingt, akzeptierend, empathisch und kongruent mit dem Klienten zu kommunizieren, desto wahrscheinlicher wird es, dass die »Selbstaktualisierung« des Klienten angeregt wird.

Das Selbstaktualisierungsprinzip ist das zentrale Axiom der klientenzentrierten Beratung und beschreibt, dass jedem Menschen inne wohnende Prinzip nach Wachstum, Heilung, Problemlösung. Alles, was der Mensch benötigt, um seine Probleme zu lösen, hat er demnach – er muss jedoch in passender Weise angeregt werden, an seine Potenziale zur Selbstaktualisierung heranzukommen. Und diese Anregung kann auf der Basis der genannten drei Aspekte und insbesondere mit Hilfe der beiden von Rogers empfohlenen Techniken des *Paraphrasierens* bzw. *Spiegelns* der Inhalte des vom Klienten Gesagten und der *Verbalisierung* der dahinter sich verbergenden *Emotionen* geschehen. Beide Techniken könnten auch als *aktives Zuhören* zusammengefasst werden.

Damit basiert die klientenzentrierte Gesprächsführung ebenfalls auf der Haltung des Nichtwissens, auf dem Prinzip der professionellen Lösungsabstinenz. Der Berater kann sich diesbezüglich radikal enthalten zeigen. Das, was er jedoch gekonnt praktizieren muss, ist aktiv zuzuhören. Berater müssen demnach fähig sein, erstens das, was der Klient sagt, mit eigenen knappen und pointierten Worten zu wiederholen, und zweitens die emotionalen Aspekte (etwa Wut, Trauer, innere Zerrissenheit etc.), die damit einhergehen, zu verbalisieren.

In seinem Buch »Momo« hat Michael Ende (1973, S. 14 f.) genau diese wunderbare Fähigkeit des zugleich nichtwissenden und aktiven Zuhörens sowie dessen Effekte als eine besondere Fähigkeit der kleinen Momo beschrieben:

»Was die kleine Momo konnte wie kein anderer, das war: zuhören. Das ist nichts Besonderes, wird nun vielleicht mancher Leser sagen, zuhören kann doch jeder. Aber das ist ein Irrtum. Wirklich zuhören können nur ganz wenige Menschen. Und so wie Momo sich aufs Zuhören verstand, war es ganz und gar einmalig. Momo konnte so zuhören, dass dummen Leuten plötzlich sehr gescheite Gedanken kamen. Nicht etwa, weil sie etwas sagte oder fragte, was den anderen auf solche Gedanken brachte, nein, sie saß nur da und hörte einfach zu, mit aller Aufmerksamkeit und Anteilnahme. [...] Sie konnte so zuhören, dass ratlose oder unentschlossene Leute auf einmal ganz genau wussten, was sie wollten. Oder dass Schüchterne sich plötzlich frei und mutig fühlten. Oder dass Unglückliche und Bedrückte zuversichtlich und froh wurden. [...] So konnte Momo zuhören.«

Zugegeben, aktives Zuhören heißt nicht, einfach nur »dazusitzen« und »mit aller Aufmerksamkeit und Anteilnahme« die Ohren aufzusperren, es bedeutet schon, dass der Berater Inhalte paraphrasiert und Emotionen verbalisiert. Was er aber in

diesem Konzept auf keinen Fall tun muss, ist, Fragen zu stellen oder Ratschläge zu geben. Das Entscheidende, das für die Problemlösung wichtig ist, eröffnet sich dem Klienten durch den kommunikativen klientenzentrierten Prozess als eigene Kreation.

3.3 Familienrat

Der Familienrat wird insbesondere von Frank Früchtel und Wolfgang Budde (siehe etwa Früchtel, Cyprian u. Budde, 2007; Früchtel, Budde u. Cyprian, 2007) als ein zentrales Konzept der Sozialraumorientierung propagiert und stetig weiter entwickelt.

Ein zentraler und für unser Thema relevanter Aspekt dieses Konzeptes ist es, den Willen der Adressaten als entscheidenden Ausgangs- und Orientierungspunkt der Sozialen Arbeit anzusehen. Die *Orientierung am Willen* setzt sich von allen sozialarbeiterischen Konzepten ab, die davon ausgehen, dass die Fachkräfte wissen können, was die Klienten brauchen oder welche Bedarfe in einem Fall maßgeblich sind. Der Wille kann nur vom Klienten formuliert oder in seinen Verhaltensweisen zum Ausdruck kommen. So soll eine konsequent nachfrageorientierte Organisation der Hilfen realisiert werden. Es geht demnach nicht darum unterschiedlichste Angebote »vorrätig« zu halten, sondern für jedes konkrete Problem spezielle »Maßanzüge« zu entwickeln. Speziell im Familienrat (auch Verwandtschaftsrat oder *Family Group Conferencing* genannt) wird ernst gemacht mit der professionellen Haltung des Nichtwissens. Genau besehen handelt es sich bei diesem Konzept um eine radikal betroffenenorientierte Form der Hilfeplanung. Während in der klassischen Hilfeplanung vor allem Professionelle den Prozess dominieren und – trotz »Partizipation« der Klienten – letztlich festlegen, welche Hilfeformen welche Lösungen erbringen sollen, werden im Familienrat die Professionellen in der entscheidenden Phase der Lösungssuche gänzlich aus der Kommunikation herausgenommen (vgl. ausführlich dazu etwa Früchtel, Budde u. Cyprian, 2007, S. 34 ff.).

Wenn ein Familienrat einer Familie vorgeschlagen wird und die Familie dieses Verfahren nutzen möchte, dann übernimmt ein Koordinator in Kontakt mit der Familie die Vorbereitung. Es geht dann darum, zu überlegen und zu entscheiden, wer an der Sitzung teilnehmen soll, wer neben den Familienmitgliedern der Familie potenziell Ressourcen zur Verfügung stellen könnte. Entscheidend in dieser Vorbereitungsphase ist die Lösungsabstinentz des Koordinators. Auch bei der Durchführung des Familienrates formulieren die beteiligten Professionellen zu Beginn der Sitzung lediglich ihre Problemsichtweisen bezüglich der Familie und signalisieren Konsequenzen, falls die Probleme nicht gelöst werden. Sie geben aber selbst keine Ratschläge oder Lösungsideen. Denn die entscheidende Phase des Familienrates findet ohne die Professionellen statt. Die Familie und für die Familie relevante Personen, vorrangig aus deren Lebenswelt, beratschlagen nun

Möglichkeiten, um die familiären oder individuellen Probleme von Familienmitgliedern zu lösen. Diese Lösungsideen werden den Professionellen nach der Sitzung vorgestellt und dann durchaus gemeinsam konkretisiert.

Der Familienrat hat sich, ursprünglich aus Neuseeland kommend, als ein Familien stärkendes und sehr erfolgreiches Konzept inzwischen in zahlreichen europäischen Ländern verbreitet und befindet sich derzeit in einer Etablierungsphase. Dabei ermöglicht erst die professionelle Haltung des Nichtwissens hinsichtlich der Problemlösungen den Adressaten, ihre eigenen zu ihren Lebenswelten passenden Lösungen zu kreieren.

3.4 Lösungsorientierung

Die Lösungsorientierung ist zwar »Mehr als ein Wunder«, wie es mit einem Buchtitel von Steve de Shazer und Yvonne Dolan (2008) heißt, das Wunder hat innerhalb dieses Ansatzes aber Methode, es ist neben der Frage nach Ausnahmen und der Skalierung die zentrale Technik:

»Ich möchte Ihnen jetzt eine ungewöhnliche Frage stellen. *Stellen Sie sich vor*, während Sie heute Nacht schlafen und das ganze Haus ruhig ist, geschieht ein *Wunder*. Das Wunder besteht darin, dass *das Problem, das Sie hierher geführt hat, gelöst ist*. Allerdings wissen Sie nicht, dass *das Wunder geschehen ist*, weil Sie ja schlafen. Wenn Sie also morgen früh aufwachen, *was wird dann anders sein*, das Ihnen sagt, dass ein Wunder geschehen ist und das Problem, das Sie hierher geführt hat, gelöst ist?« (De Jong u. Berg, 2003, S. 139).

Die Klienten werden hiermit eingeladen, in eine ungewisse, aber dennoch imaginierbare Zukunft zu schauen. Diese Zukunft soll so vorgestellt und zur Sprache gebracht werden, dass kognitiv und emotional erlebbar wird, wie es ist, sich in einer problemfreien Zeit, in einer Lösungszukunft zu befinden. Diese Technik des Futur 2, also der vollendeten Zukunft, hat den Effekt, dass Klienten aus ihrer Aufmerksamkeitsfixierung auf das Problem heraustreten können, dass ihre Gedanken und Gefühle damit tatsächlich frei werden, sich öffnen für Neues – so zumindest die Erfahrung.

Die zweite zentrale Fragetechnik der Lösungsorientierung, nämlich die *Frage nach Ausnahmen*, hilft dabei, im Gespräch zu explorieren, wann die Probleme nicht auftreten, wann zuletzt Zeiten erlebt wurden, die problemfrei waren oder in denen Probleme gelöst werden konnten und was zu diesen Zeiten anders war:

»Gab es in den letzten Wochen Zeiten in denen _____ (das Problem) nicht auftrat oder weniger schlimm war?« Oder: »Angenommen, ich würde Ihre beste Freundin (oder Ihren Mann/Ihre Frau) fragen, ob Sie in letzter Zeit irgendwelche besseren Tage hatten, was meinen Sie, was sie sagen würde?« (S. 139).

Mit dieser Frage wird in eine problemfreie Vergangenheit geschaut und im weiteren Gesprächsverlauf vor allem darauf, wie sich diese Zeit von der Problemzeit unterscheidet, was anders war und wie der Klient diese Unterschiede vielleicht selbst mit bewirkt hat. Wie bei der Wunderfrage geht es um das Fokussieren, Explizieren und Besprechen von Unterschieden, die dann auftreten, wenn das Problem gelöst/verschwunden ist (Wunderfrage), oder als Zeiten erlebt wurden, in denen die Probleme nicht auftraten (Ausnahmen).

Die Fokussierung von Unterschieden bezweckt auch das *Skalierungsfragen*. Hier ein Beispiel für eine Skalierungsfrage aus einem Beratungsprotokoll von Peter De Jong und Insoo Kim Berg (S. 170):

»Berater: »Jetzt habe ich eine etwas andere Frage, Ah Yan, eine, die alles auf einer Skala von 0 bis 10 einstuft. Sagen wir, dass 0 dem entspricht, wie schlimm Ihre »Panikgefühle« waren, als Sie sich hier bei mir angemeldet haben, und dass 10 das Wunder ist, das Sie mir vorhin beschrieben haben. Wo auf dieser Skala sind Sie heute?«

Klientin: »Hmm, ungefähr bei einer 6.«

Berater: »Eine 6, ohne Scherz. Das ist ganz schön hoch. Was ist anders, jetzt wo Sie bei 6 sind anstatt bei 0?«

Auf der Basis der Skalierung wird erneut das in den Blick geholt, was sich verändert hat sowie im weiteren Verlauf des Gesprächs die Unterschiede im Verhalten oder den Verhältnissen der Klientin, die die Unterschiede aus Sicht der Klientin möglicherweise bewirkt haben.

Wie wir bei dem kleinen Exkurs in die lösungsorientierte Beratung sehen können, bedeutet der Begriff »Lösungsorientierung« nicht, dass der Berater Lösungen entwickelt oder dem Klienten solche vorschlägt – ganz im Gegenteil: Hier ist absolute Beraterabstinenz notwendig. Lösungsorientierung bezeichnet eher einen Perspektivenwechsel im Beratungsgespräch. Der Berater fokussiert durch seine Fragen weniger die Probleme, sondern lädt die Klienten ein, über zukünftige Lösungsszenarien nachzudenken und zu sprechen oder vergangene, bereits erlebte Lösungsansätze bei den aktuellen oder bei ehemaligen Problemen zu erinnern.

Diese Form der Gesprächsführung arbeitet mit der Erfahrung, dass die Richtung der Aufmerksamkeit bestimmt, wohin die kognitive, emotionale oder handlungsorientierte Energie der Menschen geht. Wenn die Probleme fokussiert werden, dann bewegen sich die benannten Energien in ebendiese Richtung und die Problemlast wird schwerer und schwerer. Wenn jedoch die Aufmerksamkeit in Richtung Lösungen schlägt, dann wird eben die Wahrscheinlichkeit, dass Lösungen entstehen können, tatsächlich höher.

3.5 Systemische Strukturaufstellung

Die Systemischen Strukturaufstellungen, wie sie von Matthias Varga von Kibéd und Insa Sparrer (2005; Sparrer, 2006, 2007; Sparrer u. Varga von Kibéd, 2010) als Verfahren zur Simulation von systemischen Strukturdynamiken entwickelt wurden, erlauben eine besonders beeindruckende Arbeit auf der Basis des Nichtwissens. Mit der so genannten verdeckten Strukturaufstellung kann dies deutlich werden. Beim verdeckten Aufstellen ist es nicht nötig, dass Klienten inhaltliche Einzelheiten über ihre Problematik erzählen. Das kann etwa in frühen Phasen der Gruppenarbeit oder auch in Organisationen relevant sein, wenn Menschen – aus welchen persönlichen Gründen auch immer – (noch) keine Einzelheiten ihrer Problematik offenbaren wollen, aber dennoch nach Lösungen Ausschau halten möchten. Mit der Strukturaufstellung ist dies möglich. Denn in der Strukturaufstellung als ein Gruppensimulationsverfahren wird mit der aufgestellten Struktur und den Wahrnehmungen der Repräsentanten gearbeitet. Das inhaltliche Wissen über eine konkrete Problemsituation kann hier sogar eher hinderlich sein, um sich auf das zu beziehen, was die Aufstellung durch die Gruppierung der Repräsentanten zueinander und durch die dadurch angeregten Wahrnehmungen zeigt.

Diese Vorgehensweise wird verständlicher, wenn wir uns den Aufstellungsprozess vergegenwärtigen und zwei Hypothesen betrachten, die die Möglichkeit eines verdeckten Arbeitens begründen könnten.

Zunächst zum Aufstellungsprozess: Die Aufstellung beginnt mit dem Interview des Aufstellungsmoderators mit dem Klienten. Der Klient wird gebeten, sich seine Problematik zu vergegenwärtigen. Dann geht es darum festzulegen, welches Aufstellungsformat gewählt werden soll. Das hängt von der Art der Problematik ab. Wenn es etwa um einen inneren Entscheidungskonflikt geht, passt eine Entscheidungs- bzw. Tetralemmaaufstellung. Sollte es ein individuelles oder soziales Problem sein, könnte die Problem- oder auch eine Lösungsaufstellung passend sein. Wenn es sich um eine Problematik handelt, die bereits lange belastet, die auch schon mehrfach versucht wurde zu lösen, aber hinsichtlich ihrer Wurzeln und Bedingungen rätselhaft bleibt, würde sich eine Aufstellung des ausgeblendeten Themas anbieten.

Da wir hier nicht den Raum haben, alle genannten Aufstellungsformate zu erläutern (siehe ausführlich dazu etwa Sparrer, 2006), wollen wir uns auf das knappe Format der *Aufstellung des ausgeblendeten Themas* beschränken. Hier werden lediglich drei Elemente identifiziert und aufgestellt:

1. der *Fokus*: als Repräsentant für den Klienten mit seiner spezifischen Problematik und der Perspektive darauf;
2. das *offizielle Thema*: das, worunter der Klient leidet, was er also lösen möchte, und
3. das *eigentliche Thema*: das, wobei es bei der offiziellen Thematik auch noch gehen könnte, was (noch) im Verborgenen liegt und für eine Lösung eingeblendet werden sollte.

Im Interview wird der Klient gebeten, für sein offizielles Thema einen Namen zu finden. Dieser Name kann jedoch abstrakt bleiben, etwa A, B oder XY. Darauf kommt es nicht an. Wichtig ist aber, dass der Klient mit diesem Namen sein Thema assoziiert, dass für ihn mithin klar ist, was sich etwa hinter »XY« verbirgt.

Der eigentliche Prozess des Aufstellens, der nach dem Interview beginnt, verläuft so, dass der Klient gebeten wird, für die Elemente Fokus, offizielles Thema und eigentliches Thema jeweils Repräsentanten aus der Gruppe auszuwählen, um diese nach seinem inneren, gefühlten Bild zueinander zu gruppieren. Dabei modelliert er lediglich zwei Variablen: Nähe und Distanz (Entfernung der Repräsentanten zueinander) und die Stellungswinkel. Sobald die Repräsentanten aufgestellt sind, werden diese nach Unterschieden befragt, die sie nun, da sie in der Konstellation stehen, wahrnehmen. Diese Unterschiede können sich auf alles beziehen, was jetzt in der jeweiligen Aufstellungsposition als Veränderung wahrgenommen wird.

Während dieser Befragung schaut und hört der Klient zu. Zudem wird er gefragt, ob das, was die Repräsentanten äußern, zu seiner Wahrnehmung in Bezug auf seine Problematik passt, ob wir uns also im »richtigen Film« befinden. Erstaunlich ist nun, dass diese Frage regelmäßig positiv beantwortet wird. Obwohl die aufgestellten Repräsentanten nichts Inhaltliches von der realen Problematik kennen, kommen sie in der Aufstellung zu Wahrnehmungen, die vom Klienten als zu seiner Situation passend bewertet werden. Der Aufstellungsprozess setzt sich mit unterschiedlichen Interventionen des Aufstellungsmoderators fort, der sich im Kontakt mit den aufgestellten Repräsentanten auf die Suche nach solchen Positionen macht, die aus der Sicht der Aufgestellten als Verbesserungen wahrgenommen werden. Diesen ganzen Prozess beobachtet der Klient.

Am Ende berichten Klienten zumeist, dass sie auf neue Ideen hinsichtlich der Problemlösung gekommen sind, dass ihnen Erstaunliches deutlich geworden ist oder dass sie den Eindruck haben, dass sich Entscheidendes bezüglich ihrer Problemwahrnehmung verändert hat. Wie lässt sich das verstehen und erklären, was hier sehr knapp skizziert wurde? Wie kann eine solche Aufstellung funktionieren, ohne dass der Aufstellungsmoderator und die Repräsentanten inhaltliches Wissen über die Problematik der Klienten haben? Dazu will ich zwei mögliche Hypothesen formulieren.

Erste Hypothese: Aufstellungen arbeiten mit einem Vermögen von Menschen, das wir transverbale Sprache nennen können. Demnach lassen sich psychische, soziale und zahlreiche weitere Phänomene räumlich repräsentieren, mithin durch die räumliche Anordnung von Elementen zueinander (Schlötter, 2005). Und diese Anordnung entspricht einem räumlichen Code, eben der transverbalen Sprache. So macht es einen Unterschied, ob Elemente nebeneinander, hintereinander oder aufeinander ausgerichtet gestellt werden und in welchen Winkeln dies jeweils geschieht. Aufstellungen arbeiten mit diesem räumlichen Code, mit dieser transverbalen Sprache. Jedes Thema lässt sich in dieser Weise räumlich repräsentieren, strukturell abbilden.

Zweite Hypothese: Aufstellungen arbeiten mit einem Phänomen, das ich den *Horoskop-Effekt* nenne (siehe demnächst Kleve, 2011). Hier geht es um die Bereitschaft des Klienten, eine Fähigkeit zu nutzen, die wir als Menschen meisterlich beherrschen: das *Sensemaking*. Wir können all das, was wir erleben, mit Sinn und Bedeutung aufladen. Wenn ein Klient sich einlässt, eine Aufstellung zu nutzen, offen zuhört, was die Repräsentanten sagen, und dies vor dem Hintergrund seiner Problematik versteht, dann kann er hieraus viel ableiten, um seine Problematik neu zu verstehen und um neue Ideen zur Lösung zu finden. Hier haben wir es mit einem konstruktivistischen Phänomen zu tun: Das, was der Klient aus einer Aufstellung herauszieht, was er an brauchbaren Unterschieden wahrnimmt, was ihn bestenfalls einen Schritt in Richtung Lösung weiterbringt, ist seine *eigene* Leistung, seine ganz individuelle Konstruktion.

Und so müssen professionelle Berater und Problemlöser also nichts von den inhaltlichen Themen kennen und keine Lösungen überlegen, wenn sie nur in der Lage sind, passende methodische Strukturen vorzuschlagen, die die Adressaten einladen, selbst das zu konstruieren, was sie benötigen, um ihren Zielen näher zu kommen. Eine der wundervollsten Methoden, um dies zu realisieren, ist wohl die systemische Strukturaufstellung.

4 Die Systemtheorie des Nichtwissens

Die Systemtheorie, wie sie insbesondere Niklas Luhmann (1984, 1997; siehe zur Einführung auch Kleve, 2009) im Anschluss an Entwicklungen in zahlreichen Wissenschaftsdisziplinen (etwa Biologie, Physik, Mathematik etc.) kreiert hat, kann uns helfen zu verstehen, warum die professionelle Haltung des Nichtwissens die passende Basis für die sozialarbeiterische Beratung sein kann. Luhmann unterscheidet insbesondere drei Systemklassen: biologische, psychische und soziale Systeme. Biologische Systeme können auch als Organismen bzw. als lebende Körper, psychische Systeme als Bewusstseinsprozesse und soziale Systeme als Kommunikationsstrukturen verstanden werden.

Nach Luhmann sind diese Systeme hinsichtlich ihrer jeweiligen Operationen (bei biologischen Systemen: körperliche Stoffwechsel- und Zellprozesse, bei psychischen Systemen: Gedanken, und bei sozialen Systemen: Kommunikationen) von ihrer Umwelt und damit auch voneinander abgegrenzt. Zugleich hängen diese Systeme jedoch auch voneinander ab: Die Psyche setzt biologische und auch soziale Strukturen voraus, damit sie sich etablieren und erhalten kann. Die Kommunikation basiert auf einer psychischen und biologischen Umwelt. Und auch der Organismus benötigt eine psychische und soziale Einbettung, damit er sich konstituieren und am Leben bleiben kann. Die operative Unabhängigkeit und strukturelle Abhängigkeit der Systeme wird mit den beiden Begriffen *Autopoiesis* (bezüglich der Unabhängigkeit) und *strukturelle Koppelung* (bezüglich der Abhängigkeit) bezeichnet.

Entscheidend für unser Thema ist nun, dass biologische, psychische und soziale Systeme als *nichttriviale* Systeme (von Foerster, 1997) gelten, die für ihre Beobachter, aber auch zum Teil für sich selbst intransparent, undurchsichtig, verschlossen bleiben. Nichttriviale Systeme sind hinsichtlich dessen, was sich in ihnen an Operationen ereignet, wie diese Operationen strukturell eingebunden sind und die systemischen Strukturen verändern, nur äußerst begrenzt einsehbar. Wir können zwar mit medizinischen Geräten in den Körper schauen, uns bleibt aber verborgen, welche Dynamik etwa ein verabreichtes Medikament im Organismus auslöst und neben den gewünschten Effekten auch noch andere, eben Risiken und Nebenwirkungen, hervorrufen kann. Darüber hinaus können wir bezüglich der psychischen und sozialen Systeme nie sicher sein, wie das, was wir anderen sagen, von diesen aufgenommen wird. Daher gilt die »Weisheit«: Etwas zu sagen, heißt noch lange nicht, dass dieses auch von den relevanten Personen gehört wird; wenn es gehört wird, bedeutet dies jedoch keineswegs, dass es auch verstanden wurde; wenn es verstanden wurde, geht damit nicht gleichzeitig Akzeptanz einher.

Die Psyche bleibt abgeschlossen, wir haben keine Möglichkeit, in das Bewusstsein eines anderen hineinzuschauen, geschweige denn Bewusstseinsprozesse von außen zielgerichtet zu steuern. »Die Gedanken sind frei« – so heißt es schon in einem alten deutschen Volkslied. Im Gegensatz zu Gedanken der Psyche können wir Kommunikationssysteme hinsichtlich von einzelnen Verhaltensweisen und Handlungen (etwa Schrift, Sprache, Mimik, Gestik etc.), die die Kommunikation prägen, beobachten. Was wir aber nicht sehen, sind die sozialen Strukturen, die die schriftlichen oder mündlichen Worte, die Mimik und Gestik mit bestimmten Bedeutungen aufladen, ihnen Sinn geben, sie sozial weiterverarbeiten. Die Werte, Normen, Erwartungen sowie formalen und informellen Regeln und Muster, die jede soziale Situation, jedes Sozialsystem im Kern prägen, sind ebenfalls intransparent. Sie können lediglich vom Beobachter erschlossen werden, wenn dieser beobachtet, wie in einem sozialen System das, was dort kommuniziert wird, verstanden wird.

Kurz gesagt, biologische, psychische und soziale Systeme sind als nichttriviale Systeme intransparente Systeme, die jedoch einen unermesslich großen Spielraum an Möglichkeiten des Operierens haben. So sind derartige Systeme nicht zielgerichtet steuerbar (vgl. für die Soziale Arbeit: Kleve, 2009), sondern können lediglich (aber immerhin) angeregt werden, sich selbst nach eigenen Maßgaben und Möglichkeiten zu verändern. Veränderung von nichttrivialen, autopoietischen Systemen ist demnach immer Selbstveränderung, die zwar von außen angeregt, aber nicht determiniert, nicht nach klaren Zielvorgaben oder Ergebnis-erwartungen vorherbestimmt werden kann.

Diese zentrale These der Systemtheorie macht deutlich, warum Sozialarbeiter im Nichtwissen agieren, wenn sie mit nichttrivialen Systemen, etwa mit ihren Adressaten, arbeiten. Sie können eben nicht wissen, wie sich die Klientensysteme, ob diese nun einzelne Personen oder soziale Systeme wie Familien oder Gruppen sein mögen, im Innersten strukturieren. Sie können ebenfalls nicht wissen, was

Lösungen für Probleme dieser Systeme sein könnten und wie diese erreichbar sind.

All dies müssen die jeweiligen Systeme selbst herausfinden – und wenn ihnen dies nicht gelingt, dann kann sozialarbeiterische Beratung bestenfalls eine relevante Umweltbedingung werden, die für diese Systeme Unterschiede generiert, die zu systemischen, bestenfalls konstruktiven, problemlösenden Unterschieden im Funktionieren der Systeme werden. Darum sind Sozialarbeiter, mit Heinz Kersting (1991, S. 114) gesprochen, bei allen ihren Interventionen letztlich auf drei alte Tugenden verwiesen: auf Glaube, Liebe und Hoffnung. Den Sozialprofessionellen bleibt nichts anderes übrig, als zu *glauben*, »daß das intervenierte System selbst seinen Interventionisten beauftragt [...] und seine positive Veränderung selber leisten kann«, zu *hoffen*, »daß das intervenierte System in der Lage sei, die für es brauchbare Veränderung selbst vorzunehmen« und mit dem intervenierten System zusammenzuarbeiten, es im weitesten Sinne des Wortes gewissermaßen zu *lieben*, weil ein Sozialarbeiter »zwar das Beste für seine Klienten will, [...] aber nicht wissen kann, was ›objektiv‹ das Beste für seine Klienten ist«.

Literatur

- Beck, U. (1986). Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Breuer, J., Freud, S. (1895/1970). Studien über Hysterie. Frankfurt a. M.: Fischer.
- De Jong, P., Berg, I. K. (2003). Lösungen (er-)finden. Das Werkstatthandbuch der lösungsorientierten Kurztherapie. Dortmund: Verlag Modernes Lernen.
- Ende, M. (1973). Momo. Stuttgart u. Wien: Thienemann.
- Foerster, H. von (1997). Abbau und Aufbau. In F. B. Simon (Hrsg.), Lebende Systeme. Wirklichkeitskonstruktionen in der systemischen Therapie (S. 32–51). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Freud, S. (1912/1999). Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung. In S. Freud, Gesammelte Werke. Band VIII (S. 375–387). Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, S. (1918/1999). Aus der Geschichte einer infantilen Neurose. In S. Freud, Gesammelte Werke. Band XII (S. 27–157). Frankfurt a. M.: Fischer.
- Früchtel, F., Cyprian, G., Budde, W. (2007). Sozialer Raum und Soziale Arbeit. Textbook: Theoretische Grundlagen. Wiesbaden: VS Verlag.
- Früchtel, F., Budde, W., Cyprian, G. (2007). Sozialer Raum und Soziale Arbeit. Fieldbook: Methoden und Techniken. Wiesbaden: VS Verlag.
- Gay, P. (1987/1989). Freud. Eine Biographie für unsere Zeit. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Kersting, H. J. (1991). Intervention: Die Störung unbrauchbarer Wirklichkeiten. In H. J. Kersting, Th. M. Bardmann, H.-C. Vogel, B. Woltmann (Hrsg.), Irritation als Plan: Konstruktivistische Einredungen (S. 108–133). Aachen: Kersting.
- Kleve, H. (2009). Konstruktivismus und Soziale Arbeit. Einführung in Grundlagen der systemisch-konstruktivistischen Theorie und Praxis. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kleve, H. (2011). Aufgestellte Unterschiede. Systemische Soziale Arbeit weitergedacht. Heidelberg: Carl-Auer.

- Lüssi, P. (1991). Systemische Sozialarbeit. Praktisches Lehrbuch der Sozialberatung. Bern: Haupt.
- Luhmann, N. (1984). Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1992). Kontingenz als Eigenwert der modernen Gesellschaft. In N. Luhmann (Hrsg.), Beobachtungen der Moderne (S. 93–128). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N. (1997). Die Gesellschaft der Gesellschaft (2 Bde.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Marx, K., Engels, F. (1848/1989). Manifest der Kommunistischen Partei. Berlin: Dietz.
- Münch, R. (1991). Dialektik der Kommunikationsgesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Obholzer, K. (1980). Gespräche mit dem Wolfsmann. Eine Psychoanalyse und die Folgen. Reinbek: Rowohlt.
- Pongs, A. (Hrsg.) (1998). Gesellschaft X. In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Individuum und Gesellschaft in Zeiten der Globalisierung. München: Dilemma.
- Rauschenbach, Th. (1994). Inszenierte Solidarität: Soziale Arbeit in der Risikogesellschaft. In U. Beck, E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften (S. 89–111). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Rogers, C. R. (1959). Eine Theorie der Psychotherapie. München: Reinhardt.
- Salomon, A. (1926/2004). Soziale Diagnose. In A. Salomon, A. Feustel (Hrsg.), Frauenemanzipation und soziale Verantwortung. Ausgewählte Schriften. Band 3: 1919–1948 (S. 255–314). Neuwied/Kriftel: Luchterhand.
- Schlippe, A. von, Schweitzer, J. (1998). Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schlötter, P. (2005). Vertraute Sprache und ihre Entdeckung. Systemaufstellungen sind kein Zufallsprodukt – der empirische Nachweis. Heidelberg: Carl-Auer.
- Shazer, St. de, Dolan, Y. (2008). Mehr als ein Wunder. Lösungsfokussierte Kurztherapie heute. Heidelberg: Carl-Auer.
- Sparrer, I. (2006). Systemische Strukturaufstellungen. Theorie und Praxis. Heidelberg: Carl-Auer.
- Sparrer, I. (2007). Einführung in Lösungsfokussierung und Systemische Strukturaufstellungen. Heidelberg: Carl-Auer.
- Sparrer, I., Varga von Kibéd, M. (2010). Klare Sicht im Blindflug. Schriften zur Systemischen Strukturaufstellung. Heidelberg: Carl-Auer.
- Varga von Kibéd, M., Sparrer, I. (2005). Ganz im Gegenteil. Tetralemmaarbeit und andere Grundformen Systemischer Strukturaufstellungen – für Querdenker und solche, die es werden wollen. Heidelberg: Carl-Auer.
- Varga von Kibéd, M. (2008). Vorwort. In St. de Shazer, Y. Dolan (Hrsg.), Mehr als ein Wunder. Lösungsfokussierte Kurztherapie heute (S. 9–11). Heidelberg: Carl-Auer.

Korrespondenzadresse: Prof. Dr. Heiko Kleve, Fachhochschule Potsdam, Fachbereich Sozialwesen, Friedrich-Ebert-Str. 4, 14467 Potsdam; E-Mail: kleve@fh-potsdam.de